

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

260 (5.11.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 45

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 260

Nr. 45

Samstag, den 5. November

1932

Das erste Parlament der Weltgeschichte

„Reichstag“ von zweieinhalb Jahrtausenden

Seit wann gibt es Parlament? Vielfach kann man hören oder lesen, der Parlamentarismus sei aus dem liberalistischen Geiste des 19. Jahrhunderts heraus entstanden — diese Meinung beruht aber auf einem weitverbreiteten Irrtum. In Wahrheit gab es schon vor zweieinhalb Jahrtausenden im alten Griechenland ausgesprochene Parlamente, die allen modernen parlamentarischen Systemen in vieler Beziehung als — nie erreichtes — Vorbild gebieten haben.

Heute wird uns das antike „Vorbild“ nicht allzu verlockend erscheinen; denn die Volksversammlungen, die seit etwa 500 v. Chr. Geburt auf dem Pnyxfels bei Athen tagten, stellten nicht nur das erste, sondern auch das „parlamentarischste“ aller Parlamente dar, die es jemals gegeben hat. Durch die Verfassung, die Kleisthenes — selber ein Aristokrat — dem athenischen Staat im Jahre 507 v. Chr. gab, schuf er ein liberalistisches Staatswesen, von so extrem demokratischer Form, wie es später nie wieder erreicht und auch nicht mehr erstrebt worden ist. Da der Staat Athen trotz seiner geschichtlichen Bedeutung außerordentlich klein war, wählte das Volk keine „Reichstagsabgeordneten“, sondern bildete selbst in seiner Gesamtheit den „Reichstag“; die Volksversammlung, an der jeder Bürger unterschiedslos teilnehmen konnte, war die entscheidende politische Macht. Jeder einzelne hatte das Recht, frei im Parlament seine Meinung zu äußern, Anträge zu stellen und über die wichtigsten Fragen des staatlichen Lebens mit zu beschließen — ohne Unterschied der Fähigkeiten des Standes oder Vermögens konnte jeder Bürger zum Regierungsbeamten, ja zu „Reichspräsidenten“ durch den Zufall des Loses bestimmt werden! Zum ersten, aber auch zum letzten Male in der Geschichte besaß hier das gesamte Volk eine beinahe unbeschränkte Souveränität über alles politische Geschehen und trotz krasser Fehler und Mängel konnte sich diese Staatsform nahezu 200 Jahre am Leben halten.

Das athenische Parlament war nicht nur der deutlichste Ausdruck des bis zum Äußersten getriebenen demokratischen Gleichheitsprinzips, es kam auch einem natürlichen Bedürfnis des griechischen Bürgers entgegen: seiner Freude am Wortkampf, am rhetorischen Wettstreit mit politischen Gegnern. „Parlament“ heißt ja, wörtlich übersetzt, „Haus der Redner“ und bei der griechischen Volksversammlung kam es auch tatsächlich in erster Linie auf das Reden an; die Rhetorik war dem Publikum oft viel wichtiger als der Inhalt der Parlamentssdebatten. Dabei war es ganz gleichgültig, ob man über Krieg und Frieden mit anderen Völkern oder über persönlichen Klatsch und athenische Familienstreitigkeiten im Parlament diskutierten; entscheidend blieb, wer der bessere Redner war. Von dem bedeutendsten Politiker jener Zeit, von Perikles, sagte einmal ein politischer Gegner: wenn es ihm gelänge, den Perikles im öffentlichen Ringkampf zu besiegen, so würde ihm das wenig nützen, denn Perikles würde sofort eine Ansprache an die Bürger halten und sie davon überzeugen, daß er der Sieger und nicht der Besiegte sei!

Das Prinzip der Kleisthenischen Verfassung bestand darin, alle athenischen Staatsbürger unterschiedslos zur politischen Tätigkeit heranzuziehen. Zwei verfassungsmäßige Körperschaften leiteten die Geschicke des Staates; erstens

die Volksversammlung, die mit unseren Institutionen verglichen die Befugnisse des Reichstages und zugleich des Volksentscheides ausübte, — sie setzte sich aus allen männlichen Bürgern zusammen, die das Alter von 20 Jahren erreicht hatten. Die zweite Körperschaft war der „Rat der 500“, der einem Mittelglied von Reichsregierung und Parlament entsprach. Dieser „Rat“ wurde jährlich neu aus den über 30 Jahre alten Mitgliedern der Bürgerschaft ausgelost, wobei natürlich von seiner alten Zusammenfassung keine Spur mehr übrig blieb. Zehnmal im Jahre wechselten je 50 Ratsmitglieder mit der eigentlichen Geschäftsführung ab, und — das erstaunlichste Kuriosum der griechischen Verfassung! — aus dieser geschäftsführenden Monatsregierung wurde nun täglich ein neuer Staatspräsident ausgelost! Die Aufgaben dieses „Reichspräsidenten“ bestanden lediglich darin, den Vorsitz im Rat und in der Volksversammlung zu übernehmen. Zur Wahrung seiner Autorität stand ihm eine bewaffnete Polizei, die sich aus fremden Sklaven zusammensetzte, zur Verfügung. Der Rat der Fünfhundert hatte mindestens 40-mal jährlich die Volksversammlung einzuberufen und ihr Vorschläge zu machen; bei ihr, dem souveränen Parlament, lag die eigentliche unbeschränkte Macht.

Der Sitzungstag der Volksversammlung bedeutete für die athenische Bürgerschaft ein beinahe religiöses Fest. Das ganze Volk von Athen versammelte sich bereits früh am Morgen am Sitzungsorte, dem weislich von der Stadt gelegenen Pnyxfels. Um die Zeit, die mit den Parlamentstagen verloren gingen, brauchte sich der Bürger nicht zu kümmern, denn der Staat sorgte dafür, daß auch der Ärmste nicht um die Wahrnehmung seiner staatspolitischen Rechte kam: schon im alten Athen wurde jedem Bürger, der an der Volksversammlung teilnahm, ein Tagesgeld, also regelrechte Diäten ausgezahlt. Gewöhnlich gab jeder „Parlamentarier“ vor der Sitzung eine Marke mit seinem Namen ab, die er dann zusammen mit einer Summe von 3 Obolen zurückhielt. 3 Obolen reichten völlig aus, um eine Familie einen Tag lang zu ernähren.

Trotz der allgemeinen Redefreiheit sprachen im allgemeinen nur die rhetorisch ausgebildeten Politiker, die auch den völlig ernüchterten Ehrentitel „Gewohnheitsredner“ führten, zum Zeichen ihrer Unverletzlichkeit setzten sie beim Betreten der Rednerbühne einen Kranz auf's Haupt — die Immunität der Abgeordneten ist also auch keine neuzeitliche Erfindung. Jeder einzelne Bürger konnte übrigens durch seinen persönlichen Einspruch einen Beschluß der Volksversammlung verhindern, wenn er ihn für verfassungswidrig und staatsfeindlich hielt; er war dann allerdings verpflichtet, seine Meinung gegenüber den Gegnern vor dem „Staatsgerichtshof“ zu beibringen.

Unter all diesen uns sehr merkwürdig vorkommenden Umständen bleibt es nur verwunderlich, daß dieses selbstherrliche und individualistische Volk eine Reihe bedeutender Führer besessen hat; die eigentlichen geistigen Lenker des Staates waren trotz allem Parlamentarismus doch immer nur Einzelpersonlichkeiten, die allerdings auf die Volksgunst angewiesen waren und deshalb auch meist nur relativ kurze Zeit an der Spitze standen. Die großen athenischen Führer mußten zugleich Drusparlamentarier und Feldherren sein — Themistokles, Perikles und Alcibiades besaßen sowohl strategisches Genie wie überragende rhetorische Fähigkeiten. Säufig endete allerdings die Tätigkeit der großen Athener damit, daß sie vom Volksgericht (dem sog. „Scherbengericht“) in die Verbannung geschickt wurden — oft aus ganz nichtigen Grün-

den. Als z. B. Aristides verbannt wurde, stimmten viele gegen ihn, weil sie es nicht vertrugen konnten, daß er allgemein den Ehrennamen „der Gerechte“ trug. Das souveräne Volk zeigte sich häufig genug als unerbittlicher Tyrann; erfolglose Feldherren, Beamte, die tatsächlich oder angeblich einen Fehltritt begangen hatten, wurden bisweilen sogar zum Tode verurteilt!

Natürlich fehlte es auch von Anfang an nicht an Kritikern, die auf die krassen Fehler und Gefahren des Parlamentarismus hinwiesen. Auch dies ist also keine Erregungssache der Gegenwart und die Problematik des parlamentarischen Systems ist so alt wie seine Existenz. Trotzdem ist nicht zu leugnen, daß in der besten Zeit des athenischen „Parlamentarismus“ dieses System zu einer wirklichen Gemeinschaft aller, zu einer religiös bedingten Eingabe des einzelnen an die Gesamtheit führte, die in der Geschichte einzigartig ist. Später allerdings führte der übersteigerte Parlamentarismus zu immer größeren Missetatungen, zu finanzieller Zerrüttung und politischer Ohnmacht des Staates. Das System hatte sich überlebt, andere Regierungsformen traten an seine Stelle und seitdem ist der Parlamentarismus in der von den Athenern angewandten „absoluten“ Form nie wieder verwirklicht worden.

Dr. R. Leonhardt.

Geheimnisse des Lebens

Wir leben in einer Zeit, die das Wunder verlernt hat. Fast halten wir es schon für selbstverständlich, wenn Wissenschaft und Technik einen Schleier nach dem anderen lüften, die jahrtausendlang über den Geheimnissen der Natur gelegen haben. Niemand wundert sich mehr darüber — und wenn uns morgen ein Professor die Methode zeigen wird, mit deren Hilfe wir unsere Lebensdauer verdoppeln können, wird uns das allzusehr in Erstaunen setzen? Und doch gibt es noch ein großes Wunder, das dem forschenden Blick des Menschen nach wie vor verhüllt ist: es ist das Geheimnis des Lebens selbst. Der nachstehende Artikel berichtet über den gegenwärtigen Stand unseres Wissens von diesem wichtigsten und schwierigsten aller Probleme.

Was ist Leben? Dem Laien scheint die Antwort einfach; lebend sind die Pflanzen, Tiere und Menschen, unbelebt ist etwa ein Kristall, denn er zeigt keine Lebensäußerungen, er ist „tote Materie“. Stimmt das? Seit wir mit Hilfe der Röntgenstrahlen und des Ultramikroskops näheren Einblick in den feinsten Bau der Kristalle gewinnen können, haben sich einige recht merkwürdige Tatsachen herausgestellt. Es zeigte sich nämlich, daß viele von den Erscheinungen, die wir ausschließlich dem Leben zusprechen gewohnt sind, auch in der Welt der „toten“ Kristalle wiederkehren. So stellte es sich heraus, daß manche Kristalle Wasserstoff oder Kohlenäure in sich aufnehmen und wieder abgeben — sie tun also etwas ganz Ähnliches wie der Mensch, wenn er atmet. Und wenn wir uns eine Lösung von Alaun bereiten und ein winziges Körnchen des gleichen Salzes hineinwerfen, dann beginnt in der Lösung ein Kristall zu wachsen — schon nach wenigen Stunden hat sich unser Körnchen verdoppelt, und am nächsten Morgen finden wir einen schönen, mehrere Zentimeter großen Kristall in unserer Lösung vor. Wachstum ohne Leben!

Auch diejenigen, die die Anschauungen Moellers von den Bruders ablehnen, werden sein Buch mit Interesse und mit Gewinn lesen. Für den aber, der sich ein Bild machen will von den geistigen Kräften, die heute in der „nationalen Bewegung“ lebendig sind, ist die Lektüre des Buches unentbehrlich.

Und nun zum kulturhistorischen! Hier ist uns ein Buch geschenkt worden, das meiner Überzeugung nach einen Gipfelpunkt des ganzen deutschen Schrifttums unserer Tage bildet: das Buch „**Vom deutschen Geist und seiner Wesensart**“ von Kurt Vreysig (S. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart). Vreysig ist kein Junger mehr. Er zählt seine 66 Jahre und wirkt als Universitätsprofessor der Geschichte in Berlin. Sein Name ist jedem Geschichtsfreunde bekannt als der eines unserer führenden Kulturhistoriker.

Und nun hat er als Greis die Feder ergriffen, um ein Werk zu schreiben, das uns, wie nur ganz wenige, mit dem vertraut macht, was ewig ist am deutschen Geiste. „Es muß der Deutsche, will er sich auf sich selbst besinnen, ein Bild gewinnen nicht von sich, dem Deutschen von heute, sondern ein Bild von sich, dem ewigen Deutschen.“ Mit diesem Satz aus dem Vorwort rechtfertigt Vreysig von vornherein das Erscheinen eines Buches, das sich mit der deutschen Vergangenheit beschäftigt.

In der Aufhellung dessen, was die Wesensart des deutschen Geistes ist, entwickelt Kurt Vreysig eine Sicherheit und Schärfe des Blicks, um die man ihn beneiden kann. Aber auch ihm hat die Liebe zu seinem Volk den Blick geschärft,

Literaturbriefe

Von Curt Amens.

I.

Im Bereiche des deutschen Schrifttums hat sich in den letzten Jahren ein bedeutsamer Qualitätswandel vollzogen, und zwar ein Wandel zum Besseren. Ich lese die Neuerscheinungen der deutschen Literatur nunmehr seit 30 Jahren, aber ich entsinne mich nicht, jemals einen solchen Hochstand in inhaltlicher und stilistischer Beziehung beobachtet zu haben.

Und zwar sind es nicht nur Bücher der schönen Literatur, für die dieses Urteil gilt, sondern noch mehr Bücher der Wissenschaft, der Politik, der religiösen Erhebung, der Landschaftsbildung. Und, was das Erfreulichste ist: es offenbart sich in den meisten dieser Werke eine so reine und so tiefe deutsche Gesinnung, daß man schon allein aus dieser literarischen Wiedergeburt des deutschen Geistes auf eine bessere politische Zukunft für unser Volk schließen möchte.

Und noch eine weitere Beobachtung! Aus allen diesen Büchern spricht eine Überzeugung, der Mut zum Bekennen. Immer ist es das Urteil, die Betrachtung, die dem Werk den feinsten Reiz verleihen. Die Zeit einer nüchternen Tatsachenbildung ist überwunden. Sie ist ebenso überwunden, wie die Herrschaft des Materialismus selbst. Ideen sind es wieder, die regieren. Und die nationale Idee, der Gedanke, daß das deutsche Volk, trotz aller Irrungen und trotz aller Wirrsale, noch zu Sohem berufen ist, ist zur Parole geworden für dieses Schrifttum.

Vor Jahresfrist wurde in unserer Beilage das schöne Buch von Lothar Schreyer „**Die bildende Kunst der Deutschen. Geschichte und Betrachtung**“ besprochen (Ganzseitige Verlagsanstalt, Hamburg). Hier hatten wir bereits eine Art Musterbeispiel für das eben Gesagte! Auf verhältnismäßig kleinem Raume, in einem einzigen Oktavband, lernen wir in dieser mitreißenden Darstellung Schreyers die Kunst unseres Vaterlandes gleichzeitig kennen und lieben. Die Liebe ist es, die den Autor vor allem antrieb. Aber sie machte ihn nicht blind. Von einem blöden Hurrapatriotismus ist in dem Buch nichts zu finden. Immer wieder macht sich die Selbstständigkeit eines auch kritisch eingestellten Urteils geltend. Und so entsteht ein Ganzes, das in seiner Art einzig ist.

Politisch ist es noch immer das grundlegende Werk von Moeller von den Brüdern „**Das dritte Reich**“, das unsere Aufmerksamkeit zu beanspruchen hat. Eine billige Sonderausgabe zum Preise von 2,00 RM. ist kürzlich erschienen (Ganzseitige Verlagsanstalt, Hamburg). Selbstverständlich kann das Buch von mir hier nicht deshalb empfohlen werden, weil es ganz bestimmte politische Anschauungen enthält und an der Parteipolitik der letzten Jahrzehnte Kritik übt. Der ganz objektive und beurteilende, literarische Wert ist es, der hier in Betracht zu kommen hat; und er besteht darin, daß das Buch in einem musterhaften und aufwühlendem Stil geschrieben wurde und einen großen Reichtum an künstlerischer Gestaltungskraft der Sprache aufweist. Und daneben wird sich natürlich kein deutscher Leser dem Einfluß entziehen können, der von dem starken nationalen Idealismus des Ver-

Ein Zufall zerbricht den Kristall in kleinere Bruchstücke — und jedes von diesen wächst sich in der Flüssigkeit wieder zu einem großen Kristall aus. Das erinnert deutlich an eine Art der Fortpflanzung, die wir ganz allgemein bei gewissen niedrigen Lebewesen, den Spaltpilzen, finden: sie sehen wie kleine Stäbchen aus, die dann plötzlich in der Mitte durchbrechen — und jedes der Teilchen wird wieder ein neuer Pilz.

Für zahllose weitere Erscheinungen des Lebens — etwa Reizbarkeit, Heilung von Wunden, Nahrungsaufnahme und Bewegung — finden sich in der Welt der Kristalle die entsprechenden, ihnen teilweise verblüffend ähnlichen Erscheinungen wieder. Trotzdem wird natürlich kein Wissenschaftler den Kristallen wirkliches Leben zusprechen wollen — all die verblüffenden Beispiele, die wir nannten, sind nur Analogien, Ähnlichkeiten mit Vorgängen im Reich der belebten Materie.

Wie steht es nun mit der Möglichkeit, einen lebenden Organismus auf künstlichem Wege, im Laboratorium zu schaffen? Der Gedanke, daß die Wissenschaft eines Tages ein künstliches Lebewesen schaffen könnte, ist alles andere als eine phantastische Träumerei. Schon lange vor dem Kriege hat einer der berühmtesten Biologen, Wilhelm Roux, die Verwirklichung eines derartigen Experimentes bereits für absehbare Zeit als durchaus möglich erklärt, ja er hat sogar den Weg vorgezeichnet, der im Laufe der nächsten Jahrzehnte zur Erreichung des großen Zieles führen müßte.

Und heute? Noch haben sich die Prophezeiungen Roux' und anderer nicht verwirklicht, noch haben wir das größte Geheimnis der Natur nicht entschlüsselt. Aber die Wissenschaft hat das Problem sozusagen von allen Seiten eingekreist; in allen Teilen der Erde sind in zahllosen Laboratorien die Forscher mit der Lösung von Teilaufgaben beschäftigt, die immer näher an die eigentliche, letzte Aufgabe heranführen. Diese Arbeit, so ungeheuer wichtig und außerordentlich interessant sie auch ist — dem großen Publikum ist sie nahezu unbekannt, denn sie vollzieht sich in der Stille der Laboratorien und findet ihren Niederschlag meist nur in der dem Laien kaum zugänglichen Fachliteratur. Außerdem greifen heute so viele Wissenschaftsgebiete — Biologie, Chemie, Physik, Kristallographie, Physiologie — mit ihrer Arbeit in das Lebensproblem ein, daß schon aus diesem Grunde der Überblick nicht ganz leicht ist.

Da ist zunächst die Chemie. Ihr ist es gelungen, seit jener ersten berühmten Synthese des Harnstoffes durch Wöhler in ununterbrochener Reihe immer mehr von den Stoffen herzustellen, die normalerweise nur im lebenden Organismus vorkommen. Einer der letzten großen Erfolge auf diesem Gebiet war die Synthese des Hämins, des wichtigsten Bestandteils unseres Blutfarbstoffes. Damit ist die Chemie bereits recht weit in die Kernbezirke des Lebens eingedrungen, denn der rote Blutfarbstoff gehört zu den wichtigsten Stoffen unseres Körpers: er hat die Aufgabe, den lebenswichtigen Sauerstoff für unseren Körper nutzbar zu machen, indem er seinen Transport von der Lunge zu den Geweben besorgt.

Auch diejenige Substanz, die als der eigentliche Träger des Lebens gelten muß, das Eiweiß, wird mit ziemlicher Sicherheit in absehbarer Zeit künstlich hergestellt werden, denn bei seinen chemischen Vorstufen ist die künstliche Herstellung bereits gelungen.

Neuerdings ist es auch gelungen, einen Schritt weiterzugehen und zahlreiche Lebensvorgänge bereits bis zur Ununterscheidbarkeit künstlich nachzuahmen. So kann man die Teilchen einer N-Seife-Mischung tagelang ganz ähnlich wie gewisse winzige Tiere, die Amöben, herumkriechen lassen. Man kann lediglich durch chemisch-physikalische Mittel die Vorgänge der Nahrungsaufnahme, Fortpflanzung oder des Gehäusebaus niederer Tiere mit verblüffender Genauigkeit in allen Einzelheiten nachahmen.

Kürzlich hat ein amerikanischer Forscher sogar eine künstliche Zelle „konstruiert“, die sich genau so benahm, wie eine natürliche: sie zeigte Stoffwechsel, teilte sich, atmete, wurde durch zu starke Kohlenäurezufuhr „vergiftet“ und „starr“, d. h. sie stellte die Atmung ein. Gewiß sind das alles bloß Nachahmungen, denn trotz aller sensationellen Meldungen, die immer wieder einmal auftauchen, ist noch keinem Forscher bisher die

Und gerade weil ihn diese Liebe besetzt, wendet er sich mit aller Macht gegen jene von außen Ignomenden Kräfte, die im Lauf unserer Geschichte immer wieder den deutschen Geist zu schädigen versuchten. Man lese einmal, wie er die sogenannte „deutsche Renaissance“ beurteilt! „Was damals Antike und Renaissance nicht an Deutschland nur, nein an Kunst in unserem Volke zerstört haben, ist nicht auszusagen und auszusagen.“ Dieser Satz aus dem Munde Brechigs kennzeichnet seine Einstellung zur Genüge.

Das Buch ist nicht leicht zu lesen. Denn Brechig hat uns viel zu sagen, und er giebt in einen Satz soviel an Gedankeninhalt, daß manch ein anderer Schriftsteller daraus ein paar Seiten oder eine ganze Prosaübung machen würde. Aber an der Konstruktion seiner Sätze ist nicht zu rütteln. Sie ist einwandfrei und richtig. Und so wird sein Stil zu einem massigen, ehernen Gefäß für eine Flut sich drängender Gedanken und Urteile. Bei alledem ist dieser Stil von einer Prägnanz, von einer Lebendigkeit, von einer Ursprünglichkeit und einer feherhaften Ergriffenheit des Ausdrucks, daß man keinen Augenblick glaubt, die Schrift eines trockenen Gelehrten vor sich zu haben. Dieses Buch gehört wahrlich in jedes deutsche Haus!

Schaffung von etwas wahrhaft Lebendem aus etwas Leblosem gelungen. Aber all diese Versuche haben ein grundsätzlich wichtiges Ergebnis gehabt: es kam nicht mehr daran gezwungen werden, daß sich das Leben bei all seinen Äußerungen genau der gleichen physikalischen und chemischen Vorgänge und Gesetzmäßigkeiten bedient, die wir von der unbelebten Welt her kennen!

Es gelingt der Wissenschaft mehr und mehr, dem Leben seine Geheimnisse abzulauschen und sie nachzuahmen. Noch ist die Schaffung eines künstlichen Lebewesens nicht geglückt — aber es spricht vieles dafür, daß wir diesem Ziel schon recht nahe gerückt sind. Allerdings eine Frage bleibt vorläufig noch offen: wenn einmal ein einfaches Lebewesen, ein Spaltpilz vielleicht oder eine bestimmte Zelle, in ihrer Substanz, ihrer Form und ihren Gesetzmäßigkeiten vollkommen aufgeklärt ist und künstlich aufgebaut werden kann, . . . wird es dann leben? Wird eine „Urzeugung“, eine Schaffung von Lebendem aus Leblosem im Laboratorium möglich sein? Oder wird nun ein lebloses Abbild, dem gestorbenen Lebewesen gleich, vor uns liegen, zu dessen Erweckung noch eine ungreifbare, nicht stafflich faßbare Kraft, eine Lebenskraft gehört? Beide Ansichten werden heute von ernsthaften Forschern vertreten, und dieser Streit der Meinungen wird sich nicht eher endgültig entscheiden lassen, ehe es gelungen ist, das erste künstliche Lebewesen zu schaffen.

Nichts wäre nun verfehler, als aus dem, was wir sagten, den Schluß ziehen zu wollen, daß die neueren Ergebnisse der Naturwissenschaften jenen überwundenen Materialismus wieder in den Sattel heben würden, der alles Geschehen des Lebens rein mechanisch erklären wollte, und dessen Behauptungen darin gipfelten, die Gedanken als „Sekrete des Gehirns“ zu erklären. Davon kann keine Rede sein. Geistig-seelische Erscheinungen entspringen sich nach wie vor jeder mechanistischen Deutung. Aber etwas anderes gewinnt durch die geschilderten Entdeckungen mehr und mehr an Wahrscheinlichkeit: die Vermutung nämlich, daß von den einfachsten Stufen der anorganischen Materie bis zu den ersten Erscheinungen des Lebens sich eine einzige, unendliche stetige Linie zieht! Das also, was wir „Leben“ nennen, wäre dann nur eine andere, die höchste Form der Möglichkeiten, innerhalb deren die „Natur“ sich verwirklichen kann. Sie selbst aber, die Erzeugerin und Erhalterin alles organischen und anorganischen Geschehens — sie bleibt geheimnisvoll und unergründlich wie je.

Dr. S. Wolterred.

„Klassenkampf der Generationen?“

Eine Klärung

Nachdem mein neues Werk über „Die Sendung der Jungen Generation“ in den wenigen Monaten seit Erscheinen in der in- und ausländischen deutschsprachigen Presse und Öffentlichkeit eine ungewöhnliche Beachtung und Verbreitung gefunden hat und noch im gleichen Sommer des Erscheinens ins Französische übertragen wurde, erheben sich leider hier und da persönliche Anfeindungen von anscheinend älteren Genossen, die mit ihren sicherlich auch sehr wertvollen Büchern in der Öffentlichkeit nicht ebenso glücklich waren.

Ich gehe sonst grundsätzlich niemals auf derartige ein. In Nr. 242 dieser Beilage vom 15. Oktober aber hat ein Herr Buchbeiser, offenbar im Auftrag meines Altersgenossen Friedrich Gieseler, Berlin, in einer längeren und nicht gerade sachlichen Auseinandersetzung mit meinem Buch unter dem irreführenden Titel „Klassenkampf der Generationen?“ unbedeutendsten einen rein privaten Briefwechsel an die Öffentlichkeit gezogen. In durch die Unvollständigkeit entstehender Weise wurden Sätze aus einem früheren Brief von mir an Herrn Gieseler, den jungen Verfasser eines in eigener Verlag erschienenen Buches über „Das Reich“, zitiert, um damit an mir und meinem Buch „unsaubere Arbeitsmethoden“ und „oberflächlichen Literaturbetrieb“ zu „brandmarken“. Vorausgesetzt sei zunächst, daß die größten Zeitungen und feriosesten Rezensenten Deutschlands und der

Jad London: „Das Wort der Männer“. Band 32 der Gesamtausgabe. Übersetzt von Erwin Magnus. (Preis 2,70 RM., Deinen 4,25 RM. Universitäts Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin.) — Der Nachlaß des großen Amerikaners birgt immer wieder Überraschungen. Nach dem herrlichen Seemann „Reuterei auf der Esfinore“, der die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf ihn lenkte, erscheint nun dieser Band, der eine Auswahl der besten bisher noch nicht übersetzten Alaska-Geschichten aus vier englischen Originalbänden vereinigt. Wieder geht es um die Schicksale von Goldgräbern, wieder folgen wir atemlos den aufregenden Märchen durch die Schneewüsten, wieder bewundern wir den Mut der Männer, die diesen Naturgewalten zu trotzen wagen.

Ernst Jahn: Der Führerroman. Roman. In Leinen 4,80 RM. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin.) — Ein inniges und tiefgründiges Buch, das von Güte und Menschlichkeit zeugt. Zwei völlig gegensätzliche Menschen stellt Ernst Jahn in den Mittelpunkt der gleichnamigen Handlung: den besinnlichen, ernsten Führerroman Adrian Risch und die lebenshungrige, leichtfertige Liddy Brunner. Mit greifbarer Kenntnis des Menschenlebens entwickelt der Dichter überzeugend die Wandlung und läßt aus Dankbarkeit, Vertrauen und ehrlicher Bewunderung Liebe entstehen, die zu einem fest begründeten Lebensbund führt. Dem Symbol des Führerromanes ist ein tiefer, überzeugender Sinn gegeben, der in die Weite allen Erlebens deutet. Der große Erzähler hat ein neues Meisterwerk voll reifer Lebensweisheit geschaffen, für das ihm viele Tausende dankbar sein werden.

Schweiz immer wieder gerade die hohe Verantwortlichkeit und die überaus saubere und gewissenhafte Arbeit an der „Sendung der Jungen Generation“ loben, an die ich, nebenbei bemerkt, in Folge mehrerer gewissenhafter Durcharbeitungen des umfassenden Gegenstandes die für meine schnelle und konzentrierte Arbeitsweise ungewöhnliche Zeit von über sechsstündigen Arbeitsstunden verwandte.

Die irreführende Behauptung lautete: ich hätte Herrn Gieseler kurz vor Abschluß meines Buches gebeten, mir doch das Wesentliche seines Reichsgedankens auf einer Folienseite kurz zu umreißen, damit ich es so und evtl. mit eigener Kritik (dies eine in diesem Zusammenhang in der Tat unglückliche Fassung) in das entsprechende Kapitel des IV. Teils meines Buches aufnehmen könnte, da ich mich mit seinem Buch leider nicht eingehend genug hätte beschäftigen können. Daher dann der Vorwurf, ich schreibe über Bücher, die ich nicht gelesen hätte. — Der wahre, d. h. vollständige Sachverhalt ist dagegen folgender: Ich wollte das Buch meines Altersgenossen Gieseler in meinem neuen Werk ebenso wie viele andere Bücher unserer Generation der nach 1890 Geborenen widmen, war jedoch nach der Lektüre so enttäuscht davon, daß ich — um nicht unnötig scharf angreifen zu müssen — mich in diesem einzigen Falle auf ein bloßes Referat über den u. a. von G. vertretenen Reichsbegriff zurückziehen wollte. Nur um dies möglichst in Gieseler's Sinne ausfallen zu lassen, hat ich um jene Folienseite. Das ging aus meinem zweiten Brief an G. (s. unten) eindeutig hervor. Darauf erfolgte jedoch unterm 3. Dezember eine in der Form sehr schroffe Ablehnung eines solchen Verfahrens überhaupt. Da mir stets die Sache über alles Kleinlich-Persönliche geht, dachte ich nicht daran, „beleidigt“ zu sein und mich etwa an G. entsprechend zu rächen, sondern unterließ nun eine ablehnende Kritik des Gieseler'schen Buches im Text überhaupt und setzte mich nur in den Anmerkungen mit einigen seiner bedeutendsten Gedanken auseinander, und zwar sehr zurückhaltend.

Die ganze Angelegenheit wird zur Genüge klargestellt durch meinen in der Berührungsklumpung wohlweislich verschwiegenen zweiten Brief an Herrn Gieseler vom 5. Dezember 1931, der hier daher an Stelle einer „Berichtigung“ kommentarlos wiedergegeben sei:

„Sehr geehrter Herr Gieseler! Ihr loben erhaltener sehr origineller Brief hat mich sehr interessiert. Ich will Ihnen zur Klärung der Sache nun auch den wahren Grund meines Briefes und Ansinns nicht vorenthalten: Ich hatte von Ihrem Buch, auf dessen gewissenhafte Lektüre ich gerade ebensoviele Zeit verwandte, wie derartigen Schriften zukommt, doch ein so — sagen wir: geteiltes Urteil gewonnen, daß ich mich lieber darauf beschränken wollte, in meinem Buch nur (mit Ihren Worten) Ihren Reichsbegriff wiederzugeben, und zwar lediglich, um einem immerhin in ähnlicher Richtung strebenden Generationen nicht unnötig zu nahe zu treten. Da ich Ihr Interesse an sachlichen Kritiken Ihres Buches voraussetze, will ich Ihnen nun auch wörtlich das Urteil wiedergeben, das ich damals in einem Brief an Freunde äußerte und dessen Veröffentlichung ich eben durch Verwendung der beanstandeten Folienseite umgehen wollte: (Wiedergabe gekürzt bzw. nach dem Original ergänzt.)

„Gieseler's Buch gehört in die Kategorie jener „Kunstwerke“, denen gegenüber der gute Rat zu mehr Straffheit, Arbeit, Disziplin und Konzentration nicht versagt. Davon, daß aus seiner Unkenntnis und daher Mißachtung alles Biologischen (ohne das der Begriff „Rat“ eine leere Phrase ist!) die Überheblichkeit des typischen „Intellektuellen“ spricht, will ich dabei einmal absehen. Er nimmt ein sehr mit Ausnahmepersonen erworbenes, ausschließlich historisches Wissen zum Stoff, um daraus zu „dichten“, in Spengler'schem Sinne, wenn auch ganz gewiß nicht in Spengler'schem Format. Er baut nicht auf Geschichte (wie es sein müßte), sondern er macht in Geschichte. Man könnte das Werk nennen: einen (im einzelnen manchmal leidlich gut stilisierten) historisch-dichteri'schen, sich an sich selbst bezaubernden Wortschwall im chaotischen und doch nicht zum Kosmos sich durchdringenden Wirbel um die Idee urgermanischen Seelentums und ihre weltliche Formierung: Das Reich. — Damit habe ich auch bereits seinen eigenen Stil getroffen, dessen gelegentlicher Schwulst durch die streckenweise glückliche Affektation Moltke'schen Stils nur notdürftig verdeckt wird. . . . Kurzum: ich begreife einfach nicht, wie Ihr dieser Gieseler mit einer Größe wie Ernst Jünger überhaupt in einem Atem nennen könnt. . . .“

Leider war mit diesem rein privaten Schreiben und Urteil, das meinerseits aus Abneigung gegen alle persönliche Polemik niemals öffentlich verwandt wurde, die Angelegenheit nicht erledigt, sondern erst der große Erfolg der „Sendung der Jungen Generation“ offenbar wurde, suchten einige wenige, offenbar von Herrn Gieseler angegriffene Altersgenossen, wo sie sachlich nichts anhaben können, mit solchen sehr unschönen persönlichen Mitteln zu schädigen. Meinem eigenen guten Geschmack ist alle persönliche Polemik dieser Art zuwider, und um der Reinheit der Sache willen bedauere ich sie tief. So pariere ich persönlich denn auch nur in Ausnahmefällen wie diesem, wo es um meine Schriftstellerehre und um unbefugte Teilöffentlichungen privater Schriftstücke geht. In diesen Fällen aber werde ich die Waffe stets mit der nötigen Schärfe zu führen wissen.

Dr. E. Günther Grünbel, München.